

Was wir tragen

Wir finden zueinander, weil wir die dicksten Mädchen der Schule sind.

Der Rest strömt in der Pause Richtung Mensa, doch wir gehen zur Schultoilette an der Turnhalle, zu der sonst kaum jemand geht. Essen unsere Brote in den Kabinen. Auf dem Klodeckel sitzend, wo die Blicke nicht auf unseren kauenden Mündern ruhen. Eine von uns macht Musik auf dem Handy an, und wir tauschen unter der Trennwand Salami gegen Marmelade. Manchmal singen wir ein bisschen mit oder lesen uns gegenseitig unsere Horoskope vor.

Wir tragen billige Jeans, die mit der Zeit an den Innenseiten der Schenkel immer dünner werden, bis die Haut hindurchschaut. Und schwarze Shirts, die mit uns wachsen, bis sich entlang der Nähte kleine Löcher bilden. Wenn wir schlank wären, wäre Else die Hübschere von uns, mit ihren hellbraunen Augen und den schönen Zähnen, auf einen Eckzahn hat sie sich einen Glitzerstein geklebt. Doch so wie wir sind, ist sie die Dickere von uns. Wir haben breite Schultern und große Hände, wir sind größer als die Jungs, wir können andere Huckepack tragen, meterweit, ohne ins Taumeln zu geraten.

Wenn meine Mutter nachts an der Tankstelle arbeitet, sehe ich diese Serie im Fernsehen. Über Menschen, die Hunderte Kilos wiegen, die fast daran sterben. Ein Kamerateam besucht sie zu Hause, in platt gelegenen Betten und großen verformten Sesseln, mit Flecken auf den Polstern, ihre Leiber von dünnen Nachthemden bedeckt. Ihre Kinder bringen ihnen Essen auf Pappgeschirr, stellen die Teller auf ihren Bäuchen ab. Ein Close-up auf ihre nackten Beine, die

gedehnte Haut. Dr. Now rettet sie dann, operiert sie, sagt fiese Dinge, wenn sie heimlich essen, und am Ende sehen sie eingefallen und krank aus, mit hängender Haut, das Haar fällt ihnen aus, die Gesichter faltiger als zuvor, aber sie sind dankbar und am Leben. Es gibt Dutzende Folgen, ich sehe sie in Dauerschleife jede Nacht, schalte rechtzeitig ab, damit der Fernseher kalt wird, eh meine Mutter heimkommt. Manchmal legt sie die Hand auf die Oberseite. Wenn der Körper mehr tragen muss als das, wofür er gemacht ist, baut er sich um, sagt Dr. Now. Die Knochenstruktur wird dichter, die Füße werden platt, die Gelenke nutzen sich ab, das Herz vergrößert sich. Das ändert sich nie wieder, egal, wie viel man abnimmt.

Vor Else haben sie Angst, die lassen sie in Ruhe. Weil sie einmal diesen Streit mit einem anderen Mädchen hatte und es geschubst hat. Das Mädchen ist dann rückwärts in einen Drahtzaun gefallen, hat noch versucht, sich mit der Hand festzuhalten. Es ging herum, Else habe ihr den kleinen Finger abgebissen. Habe ihn lachend ins Gras gespuckt. Er sei mit Mühe wieder angenäht worden und bleibe nun für immer taub und kribbelig. Vor mir haben sie keine Angst, also bleibe ich, wo Else ist. Die ersten Jahre ist sie noch eine Stufe unter mir, dann schaffe ich die Versetzung nicht und komme in ihre Klasse. Sie sitzt neben mir, in der letzten Reihe, und alles wird besser, weil sie ein großes Maul hat, den anderen Dinge androht, auch wenn sie die Dinge selten wirklich tut. *Ich kneif die nur ein bisschen*, sagt sie dann, und wir lachen. Und wenn es dann doch sein muss, drückt Else die Leute gegen eine Mauer, draußen auf dem Schulhof, stemmt sich mit ihrem Körper gegen ihre Körper, den Unterarm gegen den Hals, oder drückt sie auf den Boden. Sie guckt ihnen fest in die Augen, sagt kein Wort. Erst wenn sie

wegsehen, lässt Else ab, dann laufen sie meistens davon.

Ich hake mich bei ihr unter, wenn wir zusammen zur Bushaltestelle laufen. Wir nehmen einen Bus später als alle anderen. Dann stecke ich die Hand in ihre Jackentasche, und sie ihre in meine. Ich habe da nur volle Taschentücher, sie hat immer ein paar Bonbons. Ich angle mir eines heraus und stecke es mir in den Mund. Else hat gelernt, die Leute von sich fern zu halten. Wenn sie uns hinterherbrüllen, streckt sie den Mittelfinger in die Luft. Mit der anderen Hand nimmt sie meine und drückt sie, guckt mich an, mit diesem Blick, der sagt *Keine Sorge, die kommen uns nicht nach*, lässt erst los, wenn wir um die Ecke sind und es still wird. Ich habe gelernt, lustig zu sein und besonders klug, damit sie mir meinen Körper verzeihen. Ich merke mir viele Dinge, ich kann zu allem eine Geschichte erzählen, ich mache die Dickenwitze, bevor sie es tun.

Als Else die Mandeln entfernt werden, kommt sie ein paar Tage nicht zur Schule. An einem Morgen bilden sie am Busbahnhof eine Traube um mich. Danach sind meine Jacke und mein Rucksack schmutzig, und ich habe eine Schürfwunde im Gesicht. Seitdem sagen wir uns morgens Bescheid, wenn eine von uns nicht kommt. Wenn Else nicht kommt, verabschiede ich mich in der Früh von meiner Mutter, tue, als gehe ich zur Schule, doch sitze ich auf Bänken hinter der Kirche, höre Hörbücher, unterhalte mich mit alten Frauen, die zum Trauerkaffeeklatsch ins Gemeindehaus gehen, passe draußen auf ihre kleinen strubbeligen Hunde auf. Die hören nicht und kläffen, doch irgendwann werden sie ruhig und setzen sich neben mich. Der Imbissbudenbesitzer von gegenüber kennt mich, er lässt mich meine Thermoskanne umsonst auffüllen, mit schwarzem Tee aus dem großen Stahlkessel hinter seiner Theke. Wenn es regnet, fahre ich mit der Regionalbahn herum, verstecke mich auf der Toilette, wenn ein Kontrolleur kommt. Am

Nachmittag gehe ich pünktlich nach Hause und erzähle, wie es in der Schule gewesen ist. Ich zerknülle vorher die Sportsachen in meiner Tasche, damit sie nicht mehr frisch gebügelt aussehen. Wenn ich krank bin und meine Mutter mich im Bett bleiben lässt, steht Else ganz leise in aller Früh auf und dreht zu Hause die Sicherungen raus und wieder rein, damit die Wecker ihrer Eltern auf null springen. Sie betreiben einen kleinen Campingplatz am Fluss, ihr Haus steht in der Mitte, vom Wohnzimmerfenster kann man alles übersehen, jeden Wohnwagen, den kleinen Spielplatz und die Waschräume. Das Haus ist klein und marode, über kurze Stromausfälle wundert sich niemand. Wenn sie gegen neun von allein aufwachen, sagen sie, jetzt lohne es sich für Else nicht mehr, zur Schule zu gehen.

Else bringt mir bei, dass ich den Leuten nicht ins Gesicht schlagen muss, falls sie mich doch noch mal allein erwischen. *Ein Schlag auf das Ohr reicht*, sagt sie.

*Dann wird denen kurz schwindelig, und du hast Zeit wegzulaufen.* Ich nicke.

Wenn uns die anderen hinterherbrüllen, stelle ich mir vor, wie ich mit einem scharfen Löffel das Fett von meinen Knochen schabe und auf ihre Körper schmiere wie Lehm. Wie ich es glattstreiche auf ihren Taillen, ihren Bäuchen und ihren Hälsen, bis sie dick und rund sind.

Manchmal gehen Else und ich nachts zusammen zum Fluss, wenn niemand sonst da ist. Oft liegen noch leere Dosen am Kiesstrand und Kippenstummel von den anderen. Im Dunkeln ziehen wir uns aus, ich trage den Badeanzug schon drunter.

Es ist ein alter von meiner Mutter, er ist viel zu klein. Das Wasser ist eine schwarze Fläche, ich sehe nicht, was unter mir ist, aber ich höre Else neben mir keuchen, während wir rausschwimmen. Manchmal zwickt sie mir in den

Schenkel, und ich kreische, weil ich denke, es ist ein Fisch. Wir schwimmen, bis wir erschöpft sind, hier drin bin ich leicht. Danach rubbeln wir uns am Ufer trocken, ziehen unsere Kleider wieder über, laufen in quietschenden Flip-Flops nach Hause.

Manchmal möchte ich klein sein und zierlich. Wie die Frauen in den Filmen, die sich auf die Küchenzeile setzen, während sie plaudern. Die zur Begrüßung am Flughafen hochgehoben und herumgewirbelt werden. Die auf dem Boden sitzen und die Knie nah an den Körper ziehen, doch bei mir ist da zu vieles im Weg. Ich will, dass man mich aufhebt und wegträgt. *Ich kann dich doch wegtragen*, sagt Else dann, drückt mich an sich, verschränkt die Hände unter meinem Hintern und hebt mich hoch, so dass meine Zehen ein paar Zentimeter über dem Boden schweben. Dabei lässt sie ein lautes Stöhnen hören, und wir lachen los.

Meine Mutter und ich wohnen am Dorfsportplatz. Wir putzen die Kabinen, ziehen die Linien nach, fegen den Sand zurück in die Weitsprunganlage, meckern mit den Leuten, wenn sie ihre Hunde ins Gras scheißen lassen. Dafür zahlen wir kaum Miete. Das Haus liegt auf einem kleinen Hügel neben dem Platz, der Keller ist voller Bälle, Trikots, Gartengeräte und Pokale. Im Vereinsraum im ersten Stock spielen sie am Wochenende Kicker und rauchen bei geschlossenen Fenstern. Von meinem Zimmer aus sehe ich die Leute im Morgengrauen Runden rennen, manche Männer ziehen ihre T-Shirts aus, kippen sich eine Flasche Wasser über den Kopf. Tagsüber trainieren Kindergruppen, manchmal hilft meine Mutter aus, wenn ein Trainer krank ist. Ich sehe von oben, wie sie mit dem langsamsten Kind mitläuft, seine Hand hält, ihm gut zuredet, es anfeuert, und beide lachen. Wenn es

nicht regnet, kommt abends eine Frau mit einem Rollator, sie schiebt langsam ein paar Runden, setzt sich immer wieder auf die Sitzfläche und macht eine Pause.

Einmal entdeckt sich mich, und wir winken einander zu.

*Man darf einen Hund nicht mit der Hand schlagen*, sagt meine Mutter. *Dann denkt er, der Mensch ist böse*. Wir haben seit Jahren keinen Hund mehr. Mein Vater hat den letzten mitgenommen, als er ausgezogen ist. Wenn sie mich schlägt, rollt sie eine Zeitung zusammen, zieht einen Hausschuh aus oder greift nach dem, was sonst herumliegt. Sie treibt mich durch die Wohnung, von Zimmer zu Zimmer, und ich verstehe früh, dass es eben so lange dauert, wie es dauert. Dass es keine Ecken gibt, in denen man sich vor ihr verstecken, keine Tür, die man vor ihr zuziehen kann, und dass sie schnell ist. Irgendwann erschöpft sie sich, irgendwann ist es genug. Es gibt Tage, da hätte sie Gründe, doch an denen tut sie es meist nicht. Es sind die anderen Tage, an denen sie morgens von der Nachtschicht kommt und sich einen Grund sucht. *Aus dir wird mal ein fettes Fabrikweib*, schreit sie dann. Ich stelle es mir vor, während ich stillhalte. Dutzende dicke, glückliche Frauen an einem Fabrikfließband, mit Schürzen auf den Bäuchen, die sich unterhalten, gegen den Lärm anreden, mit offenen Mündern lachen, während sie sich Metallteile hin und her reichen. Mit weichen Oberarmen, die bei ihren Bewegungen mitschwingen. Bunten Tüchern, die das Haar aus der schwitzigen Stirn halten. Wie sie dann irgendwann nach Hause gehen und essen, was sie wollen, kauend vorm Fernseher sitzen, die Füße hochgelegt, zufrieden. Danach ist eine Weile Stille in der Wohnung, bis sie wieder zu mir kommt. *Soll ich uns was zu essen machen, Schätzchen?*, und ich nicke. Wenn sie mich geschlagen hat, darf ich essen, was ich will. Sie backt Pfannkuchen, und wir

schmieren dick Nutella drauf, danach fahren wir Runden auf dem Planiergerät, bis der Sportplatz glatt und hübsch aussieht. Wir schauen ein paar Folgen Grey's Anatomy, bis sie zur Arbeit fährt. Manchmal sehen Leute aus meiner Schule sie am Nachtschalter der Tankstelle, lesen den Namen auf ihrem Schild. *Ist das wirklich deine Mutter?*, fragen sie mich am nächsten Tag lachend und behaupten, dass wir einander nicht sehr ähnlich sähen. Sie verdient da nicht viel, doch für jedes abgenommene Kilo bekomme ich zehn Euro von ihr. Einmal esse ich wochenlang nur rohe Paprika und Karotten mit Kräuterquark, und bald steht mein Schlüsselbein heraus. Ich kann meine Hüftknochen fühlen, wenn ich auf dem Rücken im Bett liege und tief einatme. Wenn ich Hunger habe, denke ich an Dr. Now. In einer Episode darf eine Patientin nach einer Magenoperation tagelang nichts essen, sie filmen ihr Gesicht, ganz nah, während sie weint. Dass sie im Grunde nie wieder etwas essen müsse, sagt er ihr, dass sie die Kalorien für die nächsten zehn Jahre in ihrem Körper eingelagert habe. Dann lässt er sie im Zimmer zurück. Sie schickt ihren Sohn zum Krankenhauskiosk, isst ein paar Cracker und erbricht sie wieder.

Als ich die Kilos wieder zunehme, sperrt meine Mutter mich abends aus und lässt mich erst wieder rein, wenn ich genug Runden um den Platz gelaufen bin. Sie steht oben am Wohnzimmerfenster und zeigt mir eine Zahl. Bin ich zu langsam, werden die Finger nicht weniger. Wenn sie anschließend zur Arbeit geht, nehme ich einen ihrer Ohrringe oder ein Armband und werfe es in den Müll. Sie hat ein Kästchen im Schlafzimmer, die Stücke sind noch von ihrer Mutter. Sie sucht stundenlang danach, fährt mit den Händen durch die Sofaritze, geht auf die Knie und schaut unter die Regale, kippt den Beutel des Staubsaugers ins Waschbecken und flucht. Irgendwann ist alles weg, und ihre Finger und ihr Hals bleiben nackt.

Wenn sie ein schlechtes Gewissen hat, nachdem sie mich geschlagen hat, bringt sie mir Sachen mit, die sie in der Tanke aussortieren mussten, abgelaufene Chipstüten und Eisteedosen, scharfe Kaugummis, die niemand mag. Wir liegen zusammen auf dem Sofa und hören den Radiokrimi, ganz laut, und wetten, wer es gewesen ist.

Meine Mutter hasst meinen Körper, weil ihr eigener ein Leben lang wehgetan hat. Vom Hunger und vom Würgen, von Diätshakes in bunten Pappdosen, vom Runden rennen. Von den Korsagen, die ihr Inneres zusammenhalten, noch heute. Wenn ich sie umarme, fühle ich die Metallhaken auf ihrem Rücken. *Wenn Männer dich nicht begehren*, sagt sie oft zu mir, *dann reichen sie dir nicht mal mehr die Hand, wenn du stolperst und vor die Straßenbahn fällst*. Dann legt sie die Arme um mich, wiegt mich hin und her, als wäre ich noch ganz klein, und küsst mich auf den Scheitel. Dass manche Dinge leichter wären, wenn ich ein Junge geworden wäre, sagt sie manchmal.

Es gibt kaum gemeinsame Fotos von uns. Gestern hat sie immer besser ausgesehen als heute, und so kann sie es irgendwann nicht mehr ertragen, wirft alles in den Papierkorb. Treffen wir Leute von früher auf dem Aldiparkplatz, bleibt sie im Auto sitzen, bis sie weg sind. *Die sehen, dass ich mich verändert hab*, sagt sie einmal.

Als ich noch klein bin, fahren wir einmal die Woche in die Stadt, dort wird sie auf die Waage gestellt, und ihr Gewicht wird in ein kleines blaues Heft eingetragen. An manchen Tagen ist es eine gute Zahl, die Frau an der Waage klebt einen Glitzeraufkleber in ihr Heft, und meine Mutter dreht das Radio auf, kurbelt die Fenster runter und singt laut mit, als wir nach Hause fahren. An anderen Tagen wirft sie Sachen nach mir und schließt sich im Badezimmer ein.

Irgendwann hört das auf. Vielleicht weil ich um so vieles größer werde als sie. Ein paar Mal packe ich ihre Handgelenke, wenn sie mich schlagen will, und halte sie einfach fest. Sie zappelt vor mir herum, kommt nicht weg, lässt schließlich ab.

Die Frauen in meiner Familie überfällt eine Altersmilde. Eines Morgens klettern sie aus dem Bett, und der Krieg ist vorbei. Meine Mutter wird mit den Jahren immer freundlicher, ihre Stimme immer weicher. Als ich ausgezogen bin, besucht sie mich, in Kliniken und Wohnungen, sie bringt mir kleine Geschenke mit und Lebensmittel, wenn ich gerade kein Geld habe. Sie stellt mir Blumen an mein Patientenbett, Ranunkeln, denn die mag ich. Schon lange, erinnert sich an nichts mehr, will von allem nichts hören, sagt, ich sei ein schwieriges Kind gewesen. Auch an meine Kindheit erinnert sie sich kaum noch, doch plötzlich an ihre eigene, und dann reiße ich schnell ein Paket Kekse auf, das sie mitgebracht hat, und wechsle das Thema. Plötzlich hat sie etwas Hilflozes, das vorher nicht da war, und ich helfe ihr, Anrufe zu machen und Dinge zu erledigen. Während wir reden, streicht sie mir über die Schulter, legt die Hand auf mein Knie, stellt sich hinter meinen Stuhl, will mir das Haar flechten, tätschelt meinen Nacken. Doch etwas in mir erinnert sich, jedes Mal, und zuckt zurück.

Bald hören wir auf, zur Schule zu gehen. Der Tanzkurs für die Abschlussfeier fängt an, immer mittwochmorgens Doppelstunde, statt Sportunterricht. Nur noch ein Jahr, dann haben wir den Hauptschulabschluss. Else und ich tanzen miteinander, jede von uns führt mal, wir machen große, ausladende Schritte, rempeln die anderen an, treten ihnen in die Hacken und lachen, bis der Lehrer uns ermahnt. Wir beginnen uns krank zu stellen, anfangs nur hin und wieder, dann immer öfter, bis wir fast gar nicht mehr zur Schule gehen. Am Anfang gehen wir

noch zum Hausarzt, ich nehme Abführmittel, damit mein Bauch gluckert, wenn er das Stethoskop anlegt. Er stellt mich auf die Waage, redet von sich schließenden Gefäßen, dass ich so nie älter als vierzig werden könne. Ich sage ihm, dass ich mich stark fühle, dass ich fast nie krank bin, dass ich lange Wege laufe, ohne zu schnaufen. Er sagt, dass der Schein trüge. Dann schreibt er mich krank für eine Woche. Danach verzichten wir auf die Krankschreibungen, in der Schule fragt nur selten jemand nach uns.

Else beginnt, mich mit zu sich nach Hause zu nehmen. Der Campingplatz ist klein, die Wiese ist eigentlich zu weich dafür, die Betonplatten, auf denen die Wohnwagen stehen, sacken mit jedem Regen ein Stück tiefer ein. Wenn es zu lange regnet, kriecht der Fluss bis in die Vorzelte. Elses Mutter sitzt im Kiosk am Eingang, sie packt jedem von uns eine kleine Papiertüte mit steinhartem Weingummi, wenn wir kommen. Elses Vater rennt bei jedem Wetter über den Platz, die nackten Füße in Crocs, repariert Dinge und setzt sich ab und an auf einen Kaffee im Klappstuhl vor den Wohnwagen. *Hallo Mädels!*, ruft er, wenn er uns sieht. Manchmal ist auch niemand da, im Winter oft wochenlang nicht. Dann kommen nur die Männer aus dem Dorf hin und wieder zum Trinken, dieselben, die ich vom Sportplatz kenne.

Else hat einen eigenen Wohnwagen, hinter dem Haus der Eltern, mit roten Vorhängen und einem blaukarierten Sofa, das sich zum Bett umbauen lässt. Wenn wir Schulter an Schulter nebeneinander liegen, passt es genau. Manchmal bleibe ich über Nacht. Wir fahren am Abend mit den Fahrrädern in die Stadt, zu McDonald's. Danach liegen wir mit den Papiertüten im Bett, die Getränkebecher in die Ritze zwischen den Matratzen geklemmt. Wir ziehen die Pommes durch das Eis, unsere fettigen Fingerabdrücke bleiben auf den Fensterrahmen und Schränken

haften. Der Katalytofen darf nicht die ganze Nacht laufen, sonst ersticken wir oder es brennt, also wird es kalt. Wir ziehen uns die Decke über die Köpfe, rücken nah aneinander, schauen Dr. Now auf dem Handy, verhaken die Beine ineinander, reiben uns die kalten Rücken. Elses Körper ist weich, keine Kanten, an denen man sich stoßen könnte. Ihr Gesicht ist schmal, sie hat kleine Ohren mit Ringen und Glitzersteckern, ihre Haut ist blass, mit Sommersprossen um den Mund, aber nicht jetzt im Winter. Ihr Körper ist so anders als meiner, obwohl wir für alle anderen gleich sind. Wenn ich aufwache, schnarcht Else leise neben mir, das Wasser läuft die Innenseite der Fenster herunter, ein paar Nacktschnecken kriechen von außen Richtung Dach und ziehen eine Spur, und unsere Gesichter sind rot und kalt.

Wenn ich nachts alleine zu Hause bin, stehe ich im Badezimmer vor dem Spiegel und überlege, mir meine Bauchschürze abzuschneiden. Ich stelle mir vor, wie sie mich auf einer Trage blutverschmiert in die Notaufnahme rollen. Wie die Sanitäter zuvor das Abgeschnittene von den blauen Fliesen aufheben und mitnehmen, vielleicht in einer transparenten Plastiktüte, groß und schwer. Als ganzes abgetrenntes Stück, die Außenseite zartrosa, die Innenseite weiß-gelbliche Knubbel. Sie werden mir meinen Bauch unmöglich wieder annähen. Ich sehe mich im dreckigen Spiegel, drücke die Hand ins Fleisch, meine Haut ist dort immer ein bisschen kälter als am Rest des Körpers. Nur selten fasse ich meinen Bauch an, selbst beim Duschen nicht, ich sehe nicht einmal hin. Oft bleibt eine rote Linie, wo ich den Tag über den Bund meiner Jeans getragen habe. Eng genug, dass mein Bauch eingedrückt wird und die Eingeweide im Platz machen. Ich stelle mir eine große vernarbte, aber flache Fläche nach dem Abschneiden vor, die übrig bleibt. Dann lägen die Menschen nah an meinen Knochen, wenn ich sie

umarme. Die Dinge wären nicht mehr so weit von mir entfernt. In der Küche ziehe ich jedes Messer einmal aus dem Block, betrachte die Klinge, nichts scheint passend. Ich sehe, wie sich die Zacken des Brotmessers in mir verkeilen und mache die Augen zu. Später im Bett liege ich zufrieden da und schlafe bald ein. Spare mir die Idee auf.

*Es ist alles ok, solange die Brust noch über den Bauch hinausragt*, sagt mal ein Junge aus meiner Stufe zu mir. Und er küsst mich auf Klassenfahrt, als wir allein im leeren Speisesaal stehen. Es passiert nur das eine Mal, er drückt die Lippen fest auf meine, danach sprechen wir nicht mehr darüber.